Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 24

Artikel: Wanderung über die Albiskette [Schluss]
Autor: Binder, Gottlieb
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670980

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Feiertag der Seele.

Laß nicht vom äußeren Lärm des Tags
Den Feiertag deiner Seele zerstören!
Hüte, wache
Ueber deine innere Welt!
Hüte, schirme,
Daß dir nicht der Tag vergällt,
Was in deiner Seele klingt,
Was in dir von Heiligem singt.
Hüte deine stillen Quellen,
Draus des Lebens Leben quillt,
Draus du neue Kraft wirst trinken,
Licht, das deinen Tag erfüllt.
Hüte den Feiertag deiner Seele,
Hüt ihn vor allem Gelärme des Tags!

Jakob Friedli.

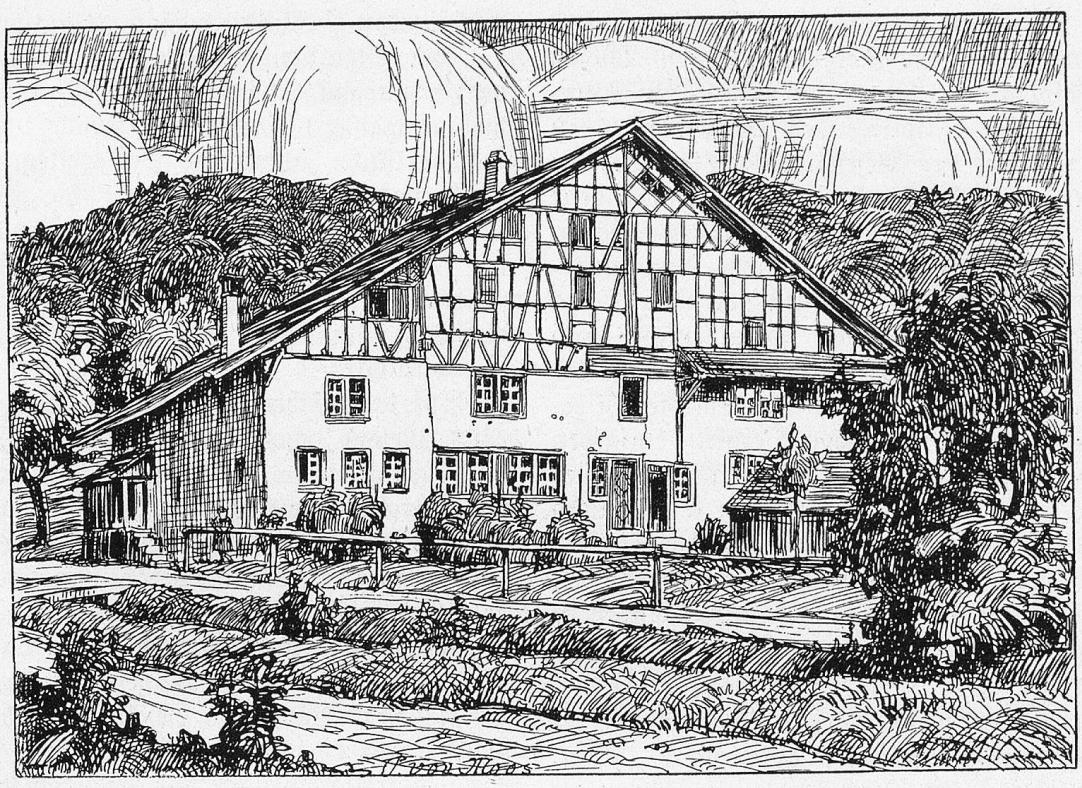
Wanderung über die Albiskette.

Von Gottlieb Binder. (Schluß.)

Die Straße über den Albis befand sich bis ins 19. Jahrhundert hinein in einem derartigen Zustande, daß sie von Wagen nicht ohne Gefahr benützt werden konnte. In den 1840er Jahren wurde dann die heutige Kunststraße erstellt. Nun kamen zufolge des stark zunehmenden Wagenverkehrs goldene Zeiten für die beiden Paßwirtshäuser, besonders für den Hirschen, aber nur für kurze Zeit. Denn mit dem Bau der Eisenbahn durchs Amt (1864) ging der durchgehende Wagenverkehr auf der Albisstraße stark zurück, und nach Eröffnung der Zweiglinie Thalwil-Zug (1897) wurde er, abgesehen vom örtlichen Verkehr, fast gänzlich stillgelegt. Heute beherrschen das Motorrad und das Auto die Albisstraße, was deren Anwohnern keine ungeteilte Freude bereitet.

Die Inhaber der Albishöfe treiben neben etwas Ackerbau und Obstbau (Hinteralbis, Kniebreche, Mittelalbis; auf der Paßhöhe gedeiht der Obstbaum nicht) hauptsächlich Viehzucht und Milchwirtschaft. Die meisten Ställe beherbergen einen ansehnlichen Viehstand, zusammen 120 Stück Rindvieh und 15 Pferde. Auf sämtlichen Berghöfen vom Ütliberg zum Albispaß (Altütliberg, Fohlenweid, Medikon, Baldern, Buchenegg und Albis) werden insgesamt 340 Stück Rindvieh und 40 Pferde gehalten. Unter den Bewohnern der genannten Berghöfe gibt es solche, deren Geschlechter seit Jahrhunderten der angestammten Scholle treu geblieben sind. Es sei nur an die Huber auf dem Hinteralbis erinnert. Mit zähem Fleiß bebauen sie die ihnen gehörenden Güter, unter denen sich manche in Tobeln und an Hängen befinden und oft eine gar „högerige" Welt bilden. Im täglichen Umgang mit Wiese, Wald und Acker bildete sich das Innenleben dieser „Bergler", ihr schlichter, treuer Sinn, die insichgekehrte Art und der Wille, das Erbe der Väter zu pflegen und zu erhalten. In altherkömmlicher, währschafter Art werden auch die beiden Paßwirtshäuser betrieben.

Bevor wir nun den Albis verlassen, um über das Albisplateau nach der Albishochwacht und der Schnabellücke zu gelangen, möchten wir noch mit einigen Worten der (1855 geborenen) Dichterin Nanny v. Escher gedenken, deren Wohnhaus etwas unterhalb der Paßhöhe im Angesichte der Stadt, des Sees und des Schneegebirges steht. Nanny v. Escher ist anfangs der 1870er Jahre aus der Stadt auf den Albis gezogen und ist seither dem Berge treu geblieben. Zur Dichtkunst wurde sie angeregt durch C. F. Meyer, der ihre Gaben erkannt hatte und ihr dann Zeit seines Lebens ein väterlicher Freund und Berater geblieben ist. Mit der persönlichen Erinnerung der Dichterin sind auch die Namen Jakob Bächtold, Friedrich von Bodenstedt und Gottfried Keller verbunden. In ihrem freundlichen Hause hat Nanny v. Escher der Kultur ihrer Vorfahren eine traute



Altes Haus in Türlen.

Stätte bereitet: Jahrhundertealte Familienandenken aller Art, wie Ahnenbilder, Degen, Wappen u. a. werden da treu behütet. Aber die Dichterin wendet ihre warme Anteilnahme auch allen Fragen zu, welche die Menschen unserer Tage bewegen. Im Hinblick auf das zunehmende Alter dichtete sie vor kurzem die Worte: „Wenn auch Abendschatten uns streifen, laßt uns nicht ermatten, nur reifen."

Vom Albispaß gelangt man auf sauberem Sträßchen zum sog. Albisbrünneli. Gleich vielen andern Brunnen des Albiskamms verdankt es sein reichlich fließendes, klares Wasser dem glazialen Moränenschotter, mit dem der Bergrücken bedeckt ist. Die Obermoräne ist durchlässig, so daß das Regen- und Schneewasser leicht eindringen kann. Es sickert in die Tiefe, bis es auf den Molassefels oder den Grundmoränenlehm gelangt. Wo nun Fels und Lehm geneigt sind, treten am Rand Quellen zu Tage. Der Verfasser der vorliegenden Arbeit kam Ende Oktober 1926 nach einer vorausgegangenen Trockenzeit von fast acht Wochen wiederholt am Albisbrünneli und am Bürglenstutzbrünneli vorüber. Beide sprudelten so munter wie in Regenzeiten.

Wer beim Albisbrünneli nach rechts, d. h. in westlicher Richtung abzweigt, gelangt auf die Höhe des Albisplateaus, wo er neben Tannenwald auch Wiesland, Ackerland und eine Kiesgrube trifft. Dieses Plateau bestand bis anfangs der 1870er Jahre ganz aus Wies- und Ackerland. Auf letzterem pflanzten die Bauern der umliegenden Höfe Getreide, hauptsächlich aber Kartoffeln. In der Zeit von 1870 bis 1874 gelang es dem damaligen Stadtforstmeister von Orelli (1808—1890), das ganze 25 Hektaren messende Gebiet durch Kauf an die Stadt zu bringen. Dadurch wurde es der Spekulation, die ihr Augenmerk besonders auf das Gelände bei der Hochwacht gerichtet hatte, entrissen. Das Plateau ward nun nach und nach in parkartiger Weise aufgeforstet und der Allgemeinheit durch bequeme Spazierwege zugänglich gemacht. Orelli hatte im Langenberg, wo ihm die Stadt zu diesem Zweck einen mehrere hundert Jucharten umfassenden Waldbestand zur Verfügung stellte, größtenteils aus eigenen Mitteln einen Wildpark eingerichtet, der 1873 eingeweiht werden konnte. Die Stadt überließ Orelli nach seinem Rücktritt als Forstmeister (1875) in weitherziger Weise bis zu seinem Tode die Verwaltung der Wildgartenstiftung und des Albisplateaus. Bis Ende der 1880er

Jahre ließ der greise Orelli auf den von herrlich aufsprossendem Wald umgebenen Wiesen des Albisplateaus heuen und emden, um Dürrfutter für die Wildtiere des Langenberges zu erhalten. Auf der Westseite des Plateaus, wo Wiesen und Äcker heute noch an vergangene Zeiten erinnern, genießt man einen schönen Ausblick auf den geheimnisvollen, sagenumwobenen Türlersee, das Kirchlein von Äugst, das Zuger- und das Luzerner Voralpenland und einen Teil des Alpenkranzes. Im Vordergrund liegt das von einem werktätigen Volksschlag bewohnte Amt mit niedrigen Bergen, einsamen Tälern, stillen Flüßchen und Dörfern. Der Naturfreund wartet auf diesem Luginsland von Zeit zu Zeit gerne einmal auf die Stunde, da die zur Rüste gehende Sonne über den blauen Jurabergen steht und der Äugsterberg und der Homberg im Abendsonnenglanze heraufgrüßen.[1])

Auf der Albishochwacht (883 Meter) ließ von Orelli um 1870 den ersten „Pavillon" erbauen. Dem Hirschenwirt auf dem Albis ward in der Folge gegen eine Abgabe gestattet, darin über Sommer (von Ostern bis Bettag) an Sonntagen Speisen und Getränke an die Ausflügler auszuwirten. 1904 oder 1905 wurde der alte „Pavillon" abgebrochen und an seiner Stelle der heutige durch die Stadt erstellt.

An dieser Stätte ließ der Pfarrer von Hausen in der Nacht vom 21. August 1664 den Holzstoß aufflammen zum Zeichen, daß der Sache der Reformierten Gefahr drohe. Betrunkene katholische Söldner hatten nämlich in dem der Gemeinde Wigoltingen benachbarten thurgauischen Lipperswil den evangelischen Gottesdienst gestört. Auf das Alarmzeichen vom Albis her rückten die Zürcher bewaffnet aus; doch konnte die Angelegenheit gütlich beigelegt werden (Wigoltingerhandel).

Im Umkreis des Albisplateaus und der Schnabellücke befinden sich u. a. folgende seltene Pflanzen: das Maierisli (Convallaria majalis L.), verschiedene Kopforchideen (Cephalantera-Arten), der Alpenbergflachs (Thesium alpinum L.), die stengellose Eberwurz (Carlina acaulis L.) an sonnigen Stellen des Albis, der Frühlingsenzian (Gentiana verna L.), der Steinbrech (Saxifraga mutata L.) mit weißbehaartem Stengel, die Trollblume (Trollius europaeus L.) an der Hochwacht und in der Schnabellücke, allerdings bei weitem nicht so massenhaft wie am Türlersee, die eigentliche Erika oder Felsenheide (Erica carnea L.) in der Schnabellücke, die kleine Glockenblume (Camp. cochleariifolia Lam.) und die weiße Pestwurz (Petasites albus) ebenfalls in der Schnabellücke.

Auf dem Schloßbühl in der Schnabellücke (868 Meter) erhob sich ehemals die Schnabelburg. Sie wurde um 1150 gegründet vom Grafen Werner von Lenzburg und kam nach dessen Ableben als Lehen der Abtei in Zürich an die Familie derer von Eschenbach. Walter I. nennt sich 1185 bereits „dominus de Senabelborhc", und seine Nachkommen blieben Herren darauf, bis der Rachefeldzug der Habsburger 1309 Burg und Geschlecht knickte. Die Vogteirechte der Eschenbacher reichten jenseits der Albiskette bis nach Maschwanden und diesseits am See von Wädenswil nach Altstetten. Der finanzielle Rückgang hatte seine Ursache nicht zuletzt in der Freigebigkeit der Eschenbacher gegenüber der Kirche: sie gründeten die Klöster Eschenbach, Frauental und Kappel. Ebenso verschlangen ihre Kriegsdienste für die Habsburger viel Geld. Nach dem Königsmord, an dem sich Walter IV. von Eschenbach beteiligt hatte, führte Herzog Leopold von Österreich den Rachekrieg gegen die Verschworenen mit starken Schlägen. Er zerstörte zuerst die Walter gehörenden Burgen Eschenbach, Maschwanden und Rüschegg und legte sich dann mit Heeresmacht vor die Schnabelburg. Als nach langen Wochen der Verteidigung sich nirgends Ersatz zeigte und auch die Lebensmittel zur Neige gingen, benützte Walter mit seinen jüngeren Brüdern eine dunkle Nacht zu geheimer Flucht. Hierauf übergab die Besatzung die Burg in der Hoffnung auf Gnade. Der Herzog wollte tatsächlich Gnade walten lassen, aber die ergrimmte Königswitwe bestand darauf, daß alle Gefangenen von Altbüron und Schnabelburg enthauptet wurden.

Einzig die Stifte Eschenbach und Frauental und die Kirche von Kappel erinnern heute noch an die Eschenbacher. Sie bilden den Beweis für die Wahrheit des Sprichwortes, daß „Geben seliger ist, denn Nehmen". In der

[1]) **Wer sich näher um die Geschichte des Amtes interessiert, lese das fesselnd geschriebene Heimatbuch Hs. Brandenbergers über „Das Knonauer Amt".**

(1185 geweihten) Klosterkirche zu Kappel befindet sich heute noch ein farbiges Fenster, in dem ein knieender Ritter in Panzerhemd und Waffenrock und die Inschrift zu sehen sind: Got. Hilf Har. Dim Diener. Mir Jung. Walth. vo. Eschibach". Es stammt aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts und stellt den unglücklichen Walter IV. dar.

Wer von der Albishochwacht oder von der Bürglenwand aus auf den weit ausgedehnten Sihlwald hinabschaut, kann deutlich zwei vom Sihlzopf nach dem Langenberg verlaufende, dicht mit Laubwald bestandene Terrassen unterscheiden. Die untere liegt auf einer Höhe von ungefähr 530 Meter, die obere auf einer solchen von 600 Meter. In südöstlicher Richtung breitet sich jenseits der Sihl an steilem Hang der dunkel bewaldete stadtzürcherische Forst aus und in nordöstlicher Richtung der Thalwiler Landforst.

Der Sihlwald bildet seit bald 1000 Jahren eines der schönsten Kleinode der Stadt. Nach Tschudi wäre er der Stadt Zürich anläßlich der Zerstörung der Schnabelburg durch die österreichischen Herzoge für „freundliche Beihilfe" geschenkt worden. Prof. v. Wyß dagegen hält folgende Annahme für die richtige:[1]) Der Sihlwald war vom 9.—13. Jahrhundert dem Reichshof auf dem Lindenhof in Zürich zugehörig und wurde von diesem genutzt. Die Reichsvögte waren somit dessen Verwalter. Nach dem Aussterben der Zähringer entwickelte sich nach und nach aus dem Reichshof heraus die Stadtgemeinde, die nun an Stelle des Reichsvogtes den Sihlwald nutzte und verwaltete. Daß dem so war, geht aus dem I. und II. Richtebrief hervor. Nur die hohe Gerichtsbarkeit, der Bann und die Jagd befanden sich in der Hand der Reichsvogtei, die zu Ende des 13. und zu Anfang des 14. Jahrhunderts den Schnabelburgern zustand. Nach der Einnahme der Schnabelburg gingen auch die Hoheitsrechte der Schnabelburger oder Eschenbacher an Zürich über. Damit war die Stadt unbeschränkte Herrin des Sihlwaldes geworden. Anno 1524 gelangte sie dann nach der Aufhebung der Fraumünsterabtei auch noch in den Besitz des rechts der Sihl gelegenen Forstes, den König Ludwig der Deutsche der Abtei anno 853 geschenkt hatte.

[1]) Vgl. Ulrich Meister, Die Stadtwaldungen von Zürich.

In etwas mehr als einer halben Stunde erreicht man von der Schnabellücke aus das Forsthaus Sihlwald. Der gut unterhaltene Weg führt unausgesetzt durch Buchenwald, der auf dem lehmreichen Boden der genannten Terrassen üppig grünt. Nicht selten trifft man zwischen den Buchen die Esche, den Ahorn, die Ulme und die Schwarzerle, sehr vereinzelt dagegen den Kirschbaum, die Birke, die Espe und die Eiche und gar nicht die Föhre. Massenhaft vertreten sind an nassen Stellen die Brombeere und das hochaufschießende Herbstweidenröschen. Im Frühjahr deckt sich der Boden des Sihlwaldes mit üppig wucherndem Knoblauch und Sauerklee. Ebenso blühen da das Maierisli, der Türkenbund, der Frauenschuh (an der Bürglenwand), der im Kanton Zürich sonst nirgends vorkommende lorbeerblättrige, immergrüne Seidelbast (Daphne lauréola L.), die klebrige Salbei, das Immenblatt, das Alpengeißblatt, das Leberblümchen (Anemone hepatica L.) u. a.

Durch diese Wälder ist es herrlich zu wandern, wenn die Buchen frisch belaubt sind, wenn sie im Herbstgolde prangen, im rauschenden Wirbel fallender Blätter aufbrausen oder rauhreifbehangen in der Wintersonne flimmern und glitzern. Zur Sommerszeit wird derjenige, der seinen Eichendorff aus dem Herzensgrunde liebt, durch „die rauschenden Wipfel, den Glanz der tiefen Gründe, die dunkelnden Täler und die selige Einsamkeit" zu verweilendem Sinnen angespornt — in seiner Seele wiederklingen mit Allgewalt die Worte: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben? Wohl, den Meister will ich loben, so lang noch mein' Stimm' erschallt!"

Die Siedelung Sihlwald besteht aus dem Forsthaus, dem Gasthaus, der Station, dem städtischen Hobel- und Sägewerk, den Wohngebäuden für die Holzarbeiter, dem Schulhaus und einem von a. Forstmeister Tuchschmid erbauten Landhaus. Im Jahr 1542 erhielt der Sihlherr eine Wohnung im Sihlwald; man baute also in diesem Jahre das Forsthaus. Im Jahre 1856 erstellte die Stadt auf Anregung von Forstmeister Orelli die Straße in den Sihlwald, die lange Zeit Privatstraße blieb, aber dennoch von jedermann benützt wurde. Sie bot der Stadt nun Gelegenheit, das Bau- und Brennholz auf der Achse nach

den Bahnstationen oder direkt an seinen Bestimmungsort zu bringen. Damit hörte der Holztransport nach der Stadt in Form der wilden Flößerei, die vom 13. Jahrhundert bis anno 1864 gedauert hatte, auf. Im Jahre 1892 wurde dann die Sihltalbahn gebaut, vorerst bis Sihlwald und nach Erstellung der Linie Thalwil-Zug (1897) bis Sihlbrugg, wo bis anhin, abgesehen von einem rechts der Sihl stehenden, alten Hause, keine menschliche Ansiedelung bestanden hatte.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bewohnte der Idyllendichter Salomon Geßner (1730—1788) das Forsthaus. Er amtete hier als Sihlherr, dichtete und malte und empfing Besuch von geistig bedeutenden Menschen des In- und Auslandes. So lange er lebte, war er jener liebenswürdige und angenehme Gesellschafter, wie ihn Gottfried Keller in seinen „Züricher Novellen" geschildert hat. Gäste, die mit allzu hochgespannten Erwartungen in den Sihlwald kamen, mögen gelegentlich enttäuscht wieder von dannen gegangen sein; denn es ging im Forsthause nicht „schäferhaft", sondern recht hausbacken zu. Das mußte jene französische Madame de Genlis erfahren, die den Idyllendichter in seiner Wohnstube an langem, ungehobeltem Tische vor dem Bierglase traf, mächtige Rauchschwaden aus seiner Tabakpfeife hervorstoßend, während seine Gemahlin Judith in einer leichten Morgenjacke und in einer außerordentlich häßlichen Haube neben ihm Strümpfe strickte.

Von den späteren Bewohnern des Forsthauses sei hier noch Ulrich Meister (1838 bis 1917) genannt. Er wurde 1875 zum städtischen Forstmeister gewählt, versah sein Amt mit Umsicht und großer Sachkenntnis und hing zeitlebens mit großer Liebe an seinem Sihlwald. Ein halbes Jahrhundert nahm der von tiefer Vaterlandsliebe beseelte Mann am politischen Leben seiner Heimat tätigen und einflußreichen Anteil und vereinigte in seiner Hand eine ansehnliche Machtfülle. In den Jahren 1878/1879 pflegte Meister — wie aus dem Buche von Dr. Hs. Schmid über Ulrich Meister ersichtlich ist — während eines halben Jahres einen von köstlichem Humor gewürzten Gedankenaustausch mit Gottfried Keller betreffend eines Spruches für die Giebelseite des Forsthauses. Beide machten Vorschläge, beide blieben bei bester Laune, obschon sich das Passende lange nicht finden wollte, was einen besonders an dem oft etwas mürrischen Keller wundert. Am 24. Mai 1879 sandte Keller folgenden Spruch ins Forsthaus an der Sihl:

Hundert Jahre Sonnenglut
Birgt der Wald in treuer Hut.
(Vieler Jahre Sonnengold
Birgt der Wald den Enkeln hold.)
Einer Volksgemeinde gleich
Rauscht im Sturm sein grünes Reich.

und bemerkte dazu: „Hier eine Lesart, die nicht besser ist als die Ihrige. Nur die Schlußzeilen würde ich nach meinem Entwurfe beibehalten; denn frei ist der Wald ja nicht, weil er nicht von der Stelle kann, und dem Sturm trotzt er auch nicht immer; denn wenn der Wind recht bläst, so g'heit er auch um. Es könnte sich also eines Tages treffen, daß trotz dem Sprüchlein rings um das Forsthaus alles am Boden läge."

Erst im Jahre 1905 ließ Oberst Meister nach der Renovation des Forsthauses folgenden Spruch im Giebel anbringen:

Schöner Wald in treuer Hand
Labt das Aug' und schirmt das Land.

Ulrich Meister trat im Jahre 1914 altershalber von seinem Amte zurück.

Vom Forsthaus Sihlwald führt ein Weg in einer Stunde zum Albishorn hinauf. Wir lassen ihn diesmal links liegen und wandern nochmals zur Schnabellücke zurück, um einmal auf der Westseite des Berges für ein Weilchen zu Tale zu steigen. Ein Fußweg führt vom Schnabelpaß durch ein waldumsäumtes Wiesentälchen nach dem etwas abseits von der Albis- oder Zugerstraße liegenden Weiler Teufenbach (im Volksmund „Tüfebäch"). Unter den heimeligen Häusern dieses Ortes befindet sich ein mächtiges Riegelhaus mit Vordächlein über den Fenstern der Giebelseite und Butzenscheiben im Estrichfenster. Es dürften sich im Amte nur wenige Häuser finden, die sich messen können mit diesem malerischen, heimeligen und behäbigen Teufenbacher Fachwerkhaus.

Aus dem stillen Teufenbach stammte jener durch die Schlacht bei Kappel bekannt gewordene Hans Huber. Er befehligte etliche Büchsen und fügte dem Feinde bei seinem ersten Angriff großen Schaden zu, wurde aber in seinen von großer Sachkenntnis zeugenden Anordnungen von Göldli, dem Anführer der zürcherischen Vorhut, gehindert. Huber erzählte zu-

handen der Verhörakten des Göldliprozesses den Gang der Schlacht von Anfang bis zu Ende. Die bedeutende Stellung, die er vor, in und nach der Schlacht einnahm, macht seine von größter Klarheit und Tüchtigkeit zeugende Darstellung sehr wichtig. (Vgl. Pfr. Egli, die Schlacht bei Kappel). Der Leser gewinnt bei ihrem Studium die Überzeugung, daß der bedenkliche und äußerst verlustreiche Zusammenbruch der zürcherischen Truppen verhütet worden wäre, wenn die „gnädigen und hochweisen Herren" in Zürich an Stelle Göldlins diesen schlichten Bauernsohn aus Teufenbach mit dem Kommando betraut hätten.

Malerische Häuser im Weiler Tiefenbach am westlichen Fuße der Albishochwacht. Aus Tiefenbach stammte der aus der Kappeler Schlacht rühmlichst bekannte Hans Huber.
Phot. Wehrli-Verlag, Kilchberg b. Zürich.

Von Teufenbach gelangt man in zehn Minuten nach dem Hofe Riedmatt, wo ein an alte Zeiten erinnernder, außerordentlich malerischer Speicher in rotem Riegelwerk und weißem Mauerverputz prangt. In der Nähe von Riedmatt liegen die Weiler Vollenweid und Türlen; letzteres am gleichnamigen See und am Eingang ins einsame Augster- oder Reppischtal.[1] Auch da trifft man Riegelhäuser, jene mehr als 200jährigen Zeugen der Zimmermannskunst, die mit ihrem leuchtenden Rot und Weiß und den von größter Haltbarkeit zeugenden Eichenriegeln ungemein heimatfroh anmuten. In den genannten Höfen spürt man noch nichts von der Schnellebigkeit, der Hast und dem Tamtam unserer Zeit. Da gibt es noch Familien, „kernfest und auf die Dauer" und Väter, welche Söhnen, die den angestammten Hof verlassen und sich der Stadt zuwenden wollen, raten im Sinne der Worte Meier-Helmbrechts:

[1]) Leider können wir des Raumes wegen nicht näher eintreten auf die weltfernen Weiler und Höfe des Augstertals: Habersaat, Sprecherhäuser, Breite, Kloster, Götschihof, im Ried und im Scheller.

Bleib bei dem Pfluge, rat' ich dir,
Bebau mit mir vereint das Feld,
Dann scheid'st dereinst du von der Welt
Geehrt und ehrlich, so wie ich.
Denn selten dem sein Glück gelingt,
Der wider seine Ordnung ringt,
Und deine Ordnung ist der Pflug.

Aus Vollenweid stammte jener Adam Näf, der sich bei Kappel um die Bannerrettung verdient gemacht hat. An dem denkwürdigen Mühlegraben von Kappel fiel Zürichs Bannerherr. Ihm entriß sein Vortrager, Kleinhans Kambli, das schwere Banner und rettete es in höchster Not. Uli Denzler von Nänikon und Adam Näf von Vollenweid wurden für ihre tapfere Beihülfe bei der Bannerrettung durch Schenkung von Gütern sowie des städtischen Bürgerrechts belohnt; Kambli dagegen erhielt zum Dank vom Rate die Vogtei Eglisau.

Das Näfenhaus in Vollenweid steht heute noch, ist aber dem Zerfall anheimgegeben. Die Bemühungen um dessen Erhaltung von Seite des Heimatschutzes haben leider nicht zum Ziele geführt.

Zum Schlusse unserer Albiswanderung besteigen wir vom Schnabelpaß aus noch den Bürglenstutz und gehen dann an der Ostflanke des Berges der abschüssigen Bürglenwand entlang bis zum Albishorn. Wir treffen ab und zu auf fest verkittete Nagelfluhbänke, sehen an der stotzigen Bürglenwand vegetationslose Mergelsandsteinbänke zu Tage treten und stoßen abseits vom Wege da und dort auf Sernfgesteine.

Als im Spätsommer des Jahres 1787 der Zürcher Zeichner und Kupferstecher Joh. Hch. Meyer zu Gast war bei der Familie Geßner im Sihlwald, führte er eines Nachmittags gemeinsam mit Heinrich Geßner, dem jüngeren Sohne Salomon Geßners, und einem Dr. Hüni aus Horgen eine Tour nach dem Bürglenstutz und nach Heisch aus. Obschon die Herren nur bis in halbe Höhe des Bürglen vorrückten, etwa bis zur Stelle, wo heute das Brünneli steht, bekam Hch. Meyer Schwindelanfälle, und nach der Heimkehr wurde im Forsthaus einläßlich erzählt von den „Gefahren" der Bergreise. Hätte Meyer sie in Beziehung gebracht zur Rückreise, so wäre man versucht, einen Zusammenhang herauszulesen mit den am späteren Nachmittag in Heisch in Gesellschaft von Dr. Näf aus Hausen genossenen „fröhlichen Bouteillen" Weins.

Der Bürglenstutz (918 Meter) bildet die höchste Erhebung der Albiskette, bietet aber keine Rundsicht, weil er mit hochgewachsenen Föhren und Buchen bekleidet ist. In einer Viertelstunde erreicht man das Albishorn (914 Meter). Es liegt innerhalb der Gemeindemarkung von Heisch oder Hausen und bildet den südöstlichen Grenzpunkt der Gemeindewaldungen von Heisch. Der Ort hieß ursprünglich Teufelskanzel, später Gütsch und seit den 1880er Jahren „Albishorn". In einer Art Blockhütte wurde die Wirtschaft zum Albishorn an der Auffahrt 1883 von einem Hitzler aus Hausen eröffnet, aber nur Sonntags und an schönen Werktagen während der besseren Jahreszeit betrieben. 1893 erstellte Zimmermeister Schweizer in Hausen im Auftrag Hitzlers das jetzige klubhausähnliche Wirtschaftsgebäude. Es ging im Jahre 1895 in den Besitz der städtischen Forstverwaltung über. Diese führte darin 1896 unter Wirt Danieli den Jahresbetrieb ein und betraute fortan einen geeigneten Pächter mit der Führung der Wirtschaft. An Tagen von geringer Begangenschaft arbeitet der Pächter meist im Dienste der Forstverwaltung und des Verkehrs- und Verschönerungsvereins Zürich, indem er an gefährdeten Stellen der Höhenwege hölzerne Geländer erstellt, die zum Schnabelpaß und zum Forsthaus Sihlwald führenden Wege instandsetzt und bei Wegverzweigungen Wegweiser anbringt. Der Verkehrs- und Verschönerungsverein Zürich und die städtische Forstverwaltung verdienen für ihre treffliche Fürsorge zum Wohl der Allgemeinheit den wärmsten Dank der Albiswanderer.

Bis in die 1880er Jahre hinein war das Albishorn nicht bekannt als Ausflugs- und Aussichtspunkt; in Reiseberichten werden lediglich der Ütliberg und die Albishochwacht erwähnt. Als Hitzler 1883 auf der ehemaligen Teufelskanzel sein äußerst einfaches Bergwirtshaus erstellt hatte, nannte er den Ort „Albishorn". Etwas später übernahmen die Amts- und Landesvermessungsstellen den neuen Ortsnamen, und schon nach wenigen Jahren war er dem Volke so vertraut wie die viel älteren Bezeichnungen Ütliberg und Hochwacht.

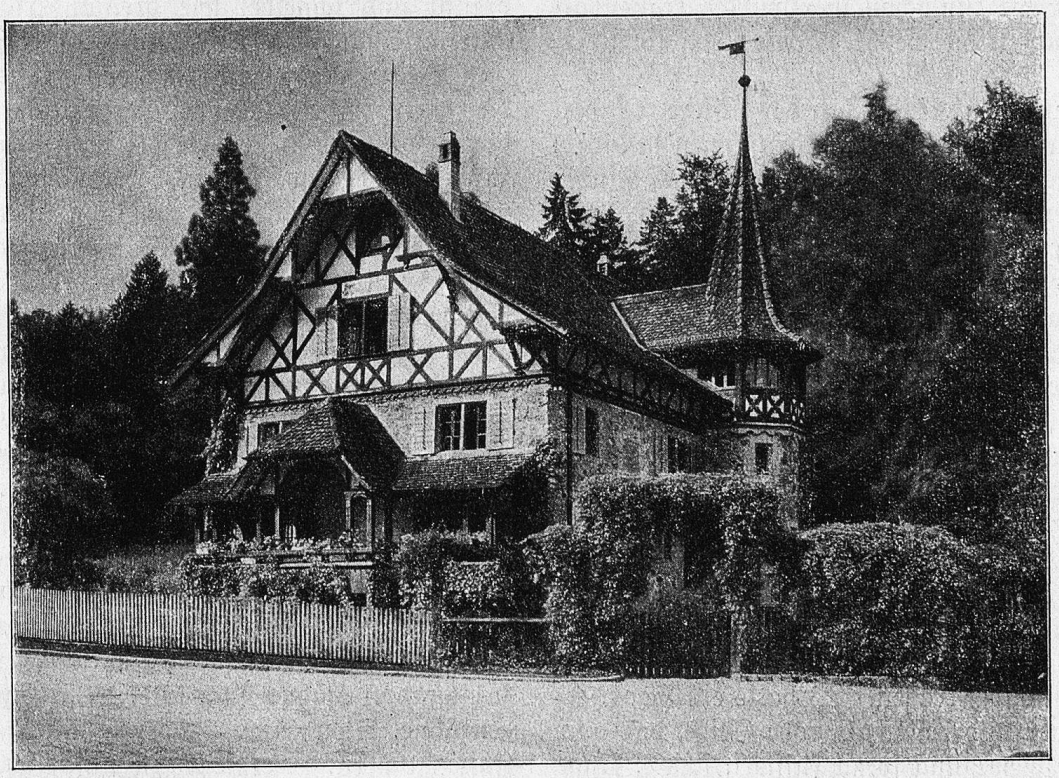
Westlich vom Albishorn, am Hang gegen Hausen findet man vereinzelt an unbegangenen Stellen des Waldes die golden blühende Arnika (Arnica montana L., Bergwohlverleih). Sie war

hier einst ziemlich verbreitet, wurde aber zufolge des unverständigen Blumenpflückens sehr stark zurückgedrängt.

Südwestlich vom Albishorn liegt der sogenannte Bruder- oder Oberalbis mit den von alteingesessener Bauernbevölkerung bewohnten Weilern Ober-, Mittel- und Hinteralbis und tiefer unten Albisbrunn. Albisbrunn besaß früher einen Namen als Badeort und als Kaltwasserheilanstalt; heute befindet sich darin eine Erziehungsanstalt für schwer erziehbare junge Leute unter der Leitung Dr. Hanselmanns. In südlicher Richtung gelangt man vom Albishorn in 40 Minuten[1] zum Schweikhof oder Sihlzopf und weiterhin zur Station Sihlbrugg und zum Dorf Sihlbrugg mit malerischer Holzbrücke, altbekanntem Gasthaus und geschichtlichen Erinnerungen an die alte Horgener- oder Seidenstraße.

Die Rundsicht vom Albishorn aus übertrifft diejenige auf dem Ütliberg und der Hochwacht. Sie umfaßt in nördlicher und östlicher Richtung den Feldberg, die Lägern, den Irchel, die Berge des Hegaus, den Thurgauer Nollen, das Hörnli, das Schnebelhorn und die Kreuzegg. Im Vordergrund des weiten Landschaftsbildes überblickt das Auge den ganzen Zürichsee, den Zimmerberg und den Sihlwald, das südliche Amt mit Rifferswil und Kappel, den Zuger- und einen Teil des Vierwaldstättersees, das schwyzerische und luzernische Voralpenland mit Aubrig, Fluhbrig, Mythen, Rigi und Pilatus. Dahinter baut sich der weiße, vom Säntis bis zur Blümlisalp reichende Alpenkranz auf. Aus „der Firne feierlichem Kreis" grüßen u. a. bei föhnigem Wetter in ergreifender Klarheit und Schönheit herüber Glärnisch, Tödi, Scherhorn, Windgälle, Oberaarhorn, Finsteraarhorn, Großes Lauteraarhorn, Schreckhorn, Wetterhorn, Mönch, Eiger, Jungfrau, Breithorn und Blümlisalp. Man muß den Kranz der Schneeberge aber auch im Dezember und Januar zur Zeit des Nebelmeers sehen, wenn sie vom hellsten Sonnenschein umglänzt werden und das Thermometer auf dem Albishorn 36° Wärme zeigt. Sie erhalten dann zufolge der feinen, klaren Luft eine fast überirdische Leichtigkeit und wecken im Herzen des Bergfreundes jene Sehnsucht, die in C. F. Meyers „Weißem Spitzchen" einen unvergleichlichen Ausdruck gefunden hat. Wer

[1]) **Wegstrecken, vom Ütliberg aus berechnet: Baldern 1 Std., Felsenegg 1.20, Vorderbuchenegg 1.45, Tierpark Langenberg 2.15, Albispaß 2.30, Albishorn 3.30.**



Forsthaus Sihlwald.

an solchen Tagen auf dem Albishorn im Sonnenglanz gesessen und sein Auge gelabt hat an der überwältigenden Schönheit der ewigen Berge unserer Heimat, der trägt in seinem Herzen ein Licht mit heim, das auch seine trüben Stunden erwärmt und erhellt.

Spätsommer.

Noch freut des Sommers sich die Welt,
Noch jubeln Lerchen himmelan,
Doch blickt schon manches Stoppelfeld
Mich im geheimen müde an.

Es fällt schon da und dort ein Blatt,
Bald wird der Himmel trüb und still.
Von zu viel Lust und Unruh satt
Die Erde endlich schlafen will.

Ich aber schreite drüber hin
Und weiß, ich werde auch vergehn,
Doch, wenn ich treu erfunden bin,
Im großen Frühling auferstehn.

Ich will im Herbste fröhlich sein.
Wenn alles endet, alles stirbt,
Ist doch ein edler Same mein,
Der heimlich wächst und nie verdirbt.

Walter Steinbeck-Wunderlin.

Das Zahnweh der kleinen Agna.

Novelle von Heinrich Federer.

In der wackeligen, kleinfenstrigen und alten Eisenbahn, die ich von den Wasserfällen zurück nach Terni benutzte, in der düstern, schmutzigen, mit Papierfetzen und Zigarrenstummeln überstreuten dritten Klasse, saß ich gegenüber einem kleinen Ding von Mädchen, neun- oder zehnjährig, oder gar nur sieben — denn diese welschen Kinder haben immer ein ältlicheres Gebaren als unsere deutschen vom gleichen Wiegentag. Sie tun schon merkwürdig frauenhaft und rümpfen die weiche Stirne schon so superklug.

Neben dem Kinde saß der ältere Bruder. Ich sah es den starken tuchenen Hosen und dem famos gestrickten Überhemd an, daß es Kinder eines vermöglichen Winzers oder eines Pächters der großen, schönen Ölpflanzungen im Umkreis sein mußten. Feines, leichtes Tuch trifft man nicht selten auch bei Ärmern. Aber das dicke, feste, in der Sonne kühle und im Winterregen warme Kleid aus Ziegenhaar oder Schafwolle, so ein prachtvolles, unzerreißbares und mattglänzendes Tuch, das tragen nur ganz vermögliche Landbauern und Kleinstädter hier.

Das Mädchen stak in einem weißen Rock und in einer Art Mieder, wie es hier Landtöchter gegen die Berge zurück mehr aus Zierlichkeit als aus alter Tradition gern ein paar junge Jahre hindurch tragen. Es hatte ein Haar, geschmeidiger und heller als rohe Seide, das auch bei jeder Bewegung so zu knistern schien, lange goldene Wimpern, süße graue Augen darunter, und das ganze Gesichtlein war wie eine halbreife Pfirsich anzuschauen, noch etwas grün und hart, aber doch schon hübsch dabei, langsam rot und samtig zu werden.

Doch hatte das liebe Kind ein verschwollenes Mäulchen. Zahnweh! Etwas, was einem sonst in diesen Landen nie begegnet.

Und es war ein wüster, großer, wilder Zahn, einer, der die ganze Nacht sticht und brennt und schneidet wie dreihundert Messerchen miteinander. So sagte die Kleine selber und streckte alle zehn Finger vor, als wollte sie die barbarischen Messer verdeutlichen, aber deckte dann rasch wieder die aufgeschwollenen Lippen mit den Händen. Manchmal, wenn wieder so ein Stich aus dem Zahn in das zierliche Köpflein fuhr, zuckte sie wie ein erschrokkenes Hühnchen zusammen und drängte sich heftig an den großen langen Kerl von Bruder, einen Jungen von zwölf Jahren, der gleichfalls wie eine unreife Pfirsich aussah, nur größer, farbloser, härter.

Er rauchte schon die dritte Zigarette und blies dem Schwesterchen allen Rauch ins Gesicht. Dabei schwieg er stolz und ließ nur immer das Mädchen reden, obwohl es behauptete, ihm tue jedes Wort fürchterlich weh. Aber es mußte erzählen. Man ging zum Zahnarzt nach Terni. Er ist berühmt. Alle Tage reißt er zweihundert Zähne aus, alte, Milchzähne, Augenzähne, Stockzähne. Er hat einen ganzen Kasten voll und verdient ein unsägliches Geld dabei. Und er macht schnell mit der Zange.